

Nr. 309/310

31. OKTOBER 1910

XII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

KARL KRAUS: Kempinski / ELSE LASKER-SCHÜLER: Gedichte / SAMUEL LUBLINSKI: Der Erzähler Otto Stoessl / Selbstanzeige / BERTHOLD VIERTTEL: Rilkes Buch / ALEXANDER SOLOMONICA: Meine Freundschaft / ALBERT EHRENSTEIN: Verzeihung / KARL KRAUS: Pro domo et mundo

NACHDRUCK VERBOTEN

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: 'DIE FACKEL', WIEN — BERLIN

WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON NR. 187
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

IN VORBEREITUNG:

Verlag ALBERT LANGEN

KARL KRAUS:

Heine und die Folgen

(Dieser Essay wurde vom Autor am 3. Mai und am 3. Juni
in Wien zur Vorlesung gebracht.)

Else Lasker-Schüler:

DER SIEBENTE TAG

(Verlag des Vereins für Kunst, Berlin 1905, Amelang'sche Buchhandlung,
Charlottenburg)

Otto Stoessl:

NEGERKÖNIGS TOCHTER

(Verlag Georg Müller, München)

Rainer Maria Rilke:

DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE

(Insel-Verlag, Leipzig)

Peter Altenberg:

BILDERBÖGEN DES KLEINEN LEBENS

(Verlag Erich Reiss, Berlin-Westend)

Otto Soyka:

HERR IM SPIEL

ROMAN

(Hyperion-Verlag Hans von Weber, München)

DIE FACKEL

Nr. 309/310

31. OKTOBER 1910

XII. JAHR

Kempinski

Von *Karl Kraus*

Zu *einem* Werke werde ich nie gelangen. Ich möchte meine Lebensanschauung zu einem philosophischen System ausbauen und es »Kempinski« nennen. Wenn dieses Werk erscheint, müßten sämtliche Berliner Kulturästheten und Wiener Gastwirte, Herr Scheffler und der grade Michl, Selbstmord begehen aus Reue über ein verpfushtes Leben. Ich würde in diesem Buch von Trinkgeldern, die eingeteilt werden, und Speisen, die ausgehen, ausgehen und zu dem Nachweise kommen, daß die systematische Zerreibung des Nervenlebens an den äußeren Winzigkeiten, die individuelle Drapierung der Notwendigkeiten mit Hindernissen zur kulturellen Ohnmacht führt. Ich würde das älteste und von aller Humorlosigkeit mißbrauchte Material des Sperrsechserls nicht scheuen, um die geistige Linie nach Königgrätz zu ziehen. Ich würde zeigen, daß ein ungeistiges Volk das äußere Leben, Gehen, Fahren, Essen, mit Gefühl und Temperament durchtränkt und mit all dem, was es an der Kunst erspart. Ich würde: die Qualen des Wiener Tags nicht aus dem Gefühlswinkel brummiger Zärtlichkeit betrachten, wie es dem Herrn Bahr gelingt, und noch einigen Linzerischen Buam, die sich jetzt in den Feuilletons breit machen und mir meine Probleme platt treten; nicht als Beschwerden behandeln, denen abzuhelfen ist und nach deren Beseitigung wir definitiv ins Paradeisgartel der Kultur gelangen, sondern als Symptome eines unheilbaren Volkscharakters. Schildern, wie mir in diesem Kreuz— und Kreuzerland das Leben verrinnt in der bangen Pause, da ich entdecke, daß der Zahlkellner schon befriedigt ist, aber geholt werden muß, um zu wechseln, weil noch drei andere Familienväter zu versorgen sind. Nachmessen, um wieviel hier ein Mensch, der denkt, täglich heruntergebracht werden muß, damit die Instrumente sich individuell, malerisch, jodlerisch, drahrerisch, schieberisch ausleben können und die Passanten ein Vergnügen haben. Darstellen, wie der Wiener aufs Trockene käme, wenn das Leben glatt ginge, wie das Hindernis selbst seine Lebensnotwendigkeit ist, wie er die Ratlosigkeit braucht, um vom Kellner aus ihr befreit zu werden, sechs Kellner, um eine Ansprache zu haben; wie er darauf angewiesen ist, beim Verdauen die Romantik zu suchen, die er sich in anderen Lebensverhältnissen versagen muß, zwischen Tafelspitz und Grieszweckerl alle Erlebnisse, Abenteuer, Überraschungen, Enttäuschungen durchzumachen und noch im Ansagen bei der Rechnung die Pietät für das Papperl zu genießen. Zeigen, wie diese Phantasten der Notdurft nicht nur die Konterfeis ihrer maßgebenden Gastwirte in ihren Zeitungen nicht entbehren können, sondern wie sie zu Voyeuren werden vor der Einladung: »Täglich das weltberühmte Backhühneressen. Hochachtungsvoll Vincenz Deierl.« Nachweisen, wie die kulturelle und ästhetische Überanstrengung der vereinigten Rassen zur Schaffung der häßlichsten Gesichter geführt hat, deren man auf dem Erdenrund habhaft werden kann, und wie das Getorkel eines Straßenbahnwagens fast ein Symbol

dieser durcheinandergeschüttelten Nationen ist und bezeichnend für die Lage der Deutschen in Osterreich bei romanisch—slawisch—meseritscher ¹ Überfüllung. Ich würde dem lokalen Größenwahn, der das Leben nicht in Inneres und Äußeres, sondern — für Hunger und Liebe — in Vorderes und Hinteres einteilt, verraten, daß die Echtheiten, die er gepachtet hat, samt und sonders, inklusive Kipfel, in Berlin längst überholt sind. Daß das Berliner Prinzip heute selbst die Echtheit umfaßt, wiewohl sein kultureller Sinn in der traumhaften Unechtheit, in der fieberflüchtigen Markierung äußerer Lebenswerte beruht, in der Stellung eines Rahmens, der Raum läßt für schöpferische Geistigkeit. Daß die Demokratisierung der Dinge und nicht der Kunst, die Mechanisierung des äußeren Lebens der Weg ist zu einer inneren Kultur. Daß in den Zeiten der geistigen Not das Berliner Leben eine Pontonbrücke ist. Daß der Künstler in Wien höchstens aus dem Überdruß schöpft und Wien nicht länger erträgt, als das Erlebnis des Ärgers produktiv bleibt. Daß er dann aus dem Unwesen in die Wesenlosigkeit sich rettet. Daß der Tonfall des Berliner Tages die Selbstverständlichkeit ist, die alles Neue amalgamiert, während wir hier täglich das Alte ungewohnt finden, die Tradition beglotzen, auf die Vergangenheit hoffen und als Trockenwohner baufälliger Häuser uns fortretten. Ich würde die Zauberformel Berlins finden: Das, worüber man hinwegkommen muß, ist nicht das Ziel. Lebensmittel sind nicht Lebenszweck. Wenn das Pflaster gut und billig ist, ist die Siegesallee nicht gefährlich. Otto der Faule, von einem Automobil aus gesehen, ist ein Kunstwerk neben einer Parlamentsgöttin aus Stearin, an der man in einem Hupferl vorbei muß. Essen, um zu leben, nicht leben, um zu essen. Essen müssen, um gute Nerven haben zu können, aber nicht gute Nerven haben müssen, um essen zu können. Es kann dort nicht geschehen, daß der Wirt sein eigener Stammgast ist. Nicht in der Kultur und nicht im Lokal. Und Kempinski, ein Wohltäter der Menschheit, der Menschen, die noch etwas anderes zu tun haben, dazu verholpen hat, auf gefahrlose Art zur Verrichtung ihrer Notdurft zu gelangen, ist gestorben, ohne daß man ihm beweisen konnte, daß er gelebt hat. Wäre die Speise dort wirklich so schlecht, wie unser Rindfleischwahn sich einbildet, sie wäre besser, weil sie ohne Pathos und mit Schonung des Nervenlebens geboten wird, während wir, Romantiker der Notwendigkeit, immer unbefriedigt bleiben, weil die Kalbsbrust mit dem Anspruch auf unser Herz gereicht wird und durch keine Vollkommenheit für solche Belästigung entschädigen könnte. Ich würde beschreiben, wie der Wiener mit dem angeborenen Grauen vor der »Abfütterungsanstalt« zu Kempinski kommt, an der Aussicht, einen Platz zu finden, verzweifelt, und so schnell gegessen hat, daß ihm die Frage an das Schicksal: »Was können Sie mir empfehlen?« für immer in der Kehle stecken bleibt. Tisch 109, Kellner 57, das macht: Gast 6213. Aber dieser kann in dem Choral der Maschinen seinem eigenen Gedanken nachleben, während der einsame Gast im Wiener Vorstadtbeisel sein eigenes Wort nicht hört. Ich würde die Idyllen der Leipziger Straße schildern und die Gefahren der Plankengasse. Und es risse mich hin, dieser antiquierten Schönheitssucht, die sich in krummen Gassen weidet, die Poesie der graden Linie vorzuziehen und diesem Leben, das auf Krücken zu seinen Wundern kriecht, das Leben der mysteriösen Selbstverständlichkeit.

1 Meseritsch - Stadt am Riesengebirge

Gedichte ¹

Von *Else Lasker—Schüler*

WELTENDE

Es ist ein Weinen in der Welt,
Als ob der liebe Gott gestorben wär,
Und der bleierne Schatten, der niederfällt
Lastet grabesschwer.

Komm, wir wollen uns näher verbergen ...
Das Leben liegt in aller Herzen
Wie in Särgen.

Du! wir wollen uns tief küssen ...
Es pocht eine Sehnsucht an die Welt,
An der wir sterben müssen.

Johann Hansen und Ingeborg Coldstrup

ZUR KINDERTRAGÖDIE IN KOPENHAGEN

Ingeborg, seine kleine Königin ist tot — Johann Hansen lebt noch; an seinem Bettchen sitzt eine barmherzige Schwester und betet, daß der arme verirrte Knabe bald genesen möge. Der Stationsarzt hat ihm das Tor des Todes verriegelt, sein Herz, das Ingeborgs Namen trägt, kann nicht zu ihr ins Himmelreich. Nun wird das Kinderspiel erst eine Kindertragödie. Die beiden wollten ja nur zum Tod, weil der einen Himmel besitzt, in dem sie sich vor allen Engeln ohne Furcht vor Strafe herzen könnten. Nicht diese Heimlichkeiten der Freude, ihre Gesichter schienen durch die Spalte der Türen, durch das Eisen der Tore. Immer bauten sie auf ihren Händen gläserne Schlösser, darin sie sich tausendbunt spiegelten bis ans Ende der Welt, wo der Himmel anfängt. Dort wohnt der Tod. Johann Hansen hob Ingeborg mit seinen Knabenarmen die Treppe zum Einlaß des Todes empor. Der öffnete und ließ die kleine Königin ein, Johann stolperte rücklings ins Leben zurück. Diese beiden feinen Kinder ergreifen meine Seele. Das Leben ließ sie aus der Haft, der Tod schmückte ihnen rosig sein Tor. Ich möchte, der Engel aus Andersens Märchen käme und trüge den verwundeten Knaben zu Ingeborg ins Himmelreich. Wie bösmütig sind die Menschen, die immer helfen wollen, ins Leben zu befördern. Es ist Nacht, überall blüht ein Stern. An der Decke im Krankensaal stehen viele Sterne, rotgoldene, süßgelbe, wie Honig, und auch mattfunkeln-de Immortellen. Alle pflückt der kleine, heldenmütige Bräutigam für seine Braut, wenn er im Himmel mit ihr Hochzeit feiert. Auf einmal schlägt er die

1 Diese Gedichte sind nicht Manuskripte. Aber weil sie gedruckt sind und kein Deutscher sie gelesen hat, müssen sie hier erscheinen. So ist die Lyrik beschaffen, die heute noch der rationalistischen Visage deutscher Kunstbetrachter ein Grinsen entlockt. Und da Verleger in den seltensten Fällen Vorläufer sind, so wird die Ausgabe »Der siebente Tag« ein Opfer bleiben, das der »Verein für Kunst« in Berlin zu den übrigen Opfern legen kann. [KK]

Augen auf: »Ingeborg, ich halte mein Wort!« Hast du es gehört, großer Engel aus Andersens Märchen? Oder soll er aufwachen aus seinem Traum des Himmels — und die Erde ist wieder da, das Himmelreich verschwunden, wie fortgezaubert, und Ingeborg liegt im Grabe. Ein Keller wird dann die Welt sein, kahl, viel kahler als seines Hauses Keller. Alt ist er, wenn er aufwacht, jung, wenn seine Augen sich schließen. Was bietet das Leben? Nicht das Kind braucht den Eltern dankbar zu sein; wie können die Eltern aber das Nichtgeborensein dem Kinde ersetzen? *Solch* zwei Kindern vor allen Dingen, zwei Engel, die nicht auf die wankelmütige Erde gehören. Flügel wuchsen ihnen; die Pistole, die sich der Knabe vom Erlös seiner Geige kaufte, war Vortäuschung. Denn es geschah hier ein Todeswunder. Nicht mehr wäre ich überrascht gewesen, wenn dieselben Kinder anstatt für ewig zu schlummern, auferstanden wären aus einem Grabe. Wie will der Lazarus, der den Knaben auferweckt, ihm ein Himmelreich ersetzen? Es werden keine Landeserholungsheime die »festgestellte« Neurose (Edelneurose) fortkurieren. Aber ich denke an Selma Lagerlöf die herrliche Menschin, an Karin Michaelis das liebe große Kind, sie könnten dem Knaben den himmelblauen Verlust ersetzen. Sie tragen die Bilder des Himmels in ihren Dichterinnenherzen — halten sie zwischen ihren Händen. Ich bin nicht sentimental, ich bin traurig. Man vergleiche nur nicht die unaufgeblühte Liebe dieser Engel mit den Tändeleien koketter Schulmädchen und greisenhafter Zwerge auf den Spazierwegen am Sonntagmittle. Diese beiden Kinder ergreifen meine Seele, ihre Lippen sind Himmelsschlüsselchen.

Streiter

Und Deine hellen Augen heben sich im Zorn
Schwarz, wie die lange Nacht, und morgenlose,
Des Eitlen Stimme brüllt in toter Pose,
Wie durch ein enggebogenes Horn.

Und durch das übermütige Tausendlachen
Der Einen und der Zweiten und der Vielen,
Zerbersten Wort an Worten sich aus Wetterschwielen,
Wie reife Härten auf den lauten Schwachen.

Und Abendwinde, die von her und dort sich trafen
Und schrill in Kreiseleile sich beschielen,
Aufpiffen fröstelnd über die gebohten Dielen —
Ich konnte nachts vor Träumerei nicht schlafen.

Und meine Seele liegt wie eine bleiche Weite
Und hört das Leben mahlen in der Mühle,
Es löst sich auf in schwere Kühle,
Und ballt sich wieder heiß zum Streite.



Der Erzähler Otto Stoessl ¹

Von Samuel Lublinski

Es scheint, daß die Österreicher die Fähigkeit verloren haben, wirkliche Heimatskultur zu treiben, weil sonst die Erzählungen Otto Stoessls gerade in seinem engeren Vaterland eine ganz andere Beachtung hätten finden müssen, als bis zur Stunde der Fall war. Wir draußen im Reich, wir von der literarischen Zunft, können natürlich nur einen rein kritischen und ästhetischen Maßstab an seine Dichtungen legen. Wer aber wirklich ein »Neuösterreicher« sein will, der hätte sich doch wohl mehr um die dichterischen Keime bei Otto Stoessl kümmern müssen als um die prophetischen Töne des schwarzgelben Imperialisten Hermann Bahr.

Die jüngste Erzählung des Autors »Egon und Danitza«, die noch nicht als Buch erschienen ist, habe ich in den von Wilhelm Schaefer in Düsseldorf herausgegebenen 'Rheinlanden' gelesen, einer der wenigen deutschen Zeitschriften, bei denen gute Erzählungskunst noch eine Stätte findet. In mancher Beziehung ist mir dieses jüngste Werk das liebste, es ist mir geradezu ans Herz gewachsen, obgleich es wirklich kaum noch etwas »gemütloseres« geben kann, das am wenigsten an das mit Unrecht beliebte Gartenlaubegemüt des deutschen Volkes appelliert. Es weht die Luft des echten Lustspieles durch diese Erzählung. Ein heller und boshafter Geist scheint mit Entzücken auszurufen: Wie wundervoll, daß es ein so lumpiges kleines Gaunerpack auf der Welt gibt! Man hat geradezu das Gefühl, daß das Leben noch lebenswert, nämlich amüsan ist, weil Herr Egon de Alamor, Diurnist, mit ausgeborgten Pferden durch die Wiener Straßen paradiert. Wie der getäuschten Danitza, der er vorgeredet hat, daß er ein »Beamter« wäre, die Augen übergehen, bis sie ihrem eleganten Herrn Gemahl, der trotz seiner Schafsmäßigkeit ein Pumpgenie bleibt, endgültig den Rücken kehrt: das macht den stofflichen Inhalt und das epische Element dieser boshaft hellen Lustspielerzählung aus.

Episch? Darf ich dieses Wort hier überhaupt gebrauchen? Wo Epik ist, da ist auch Bejahung, da ist Gebundenheit, typisch Zuständliches und Liebe des Dichters zu diesen Zuständen, zu dieser Gebundenheit. Wie kann sich das zusammenreimen mit der vergnügten Zerstörungslust und mit der entzückten Bosheit, die der Erzähler gegenüber diesem Trottel spielen läßt, der auf den hochtönenden Namen Egon de Alamor hört? Ja, wenn noch ergrimmt Bitterkeit herauszufühlen wäre; irgend ein pathetischer Haß gegen die Drohne! Außer einigen geringen Spuren, die ganz sporadisch auftauchen und aus dem Menschen mehr als aus dem Dichter kommen, ist nichts von einem solchen Ingrimme zu merken. Sondern der himmlisch amüsierte Lustspielgeist ist ehrlich entzückt über die grotesken Kapriolen dieser Figur, die der Bosheit so viel Blößen gibt. Also völlige Negation, hinter der durchaus keine indirekte Bejahung steht, so daß man auch nicht gut von »Humor« sprechen kann, von jener Herzensteilnahme, die noch der Erbärmlichkeit Erbarmen entgegenbringt. Nein, hier ist nichts als heitere Grausamkeit, der Lustspielgeist, der alles in allem den Gegenpol zur Epik und epischen Bejahung bedeutet. Allerdings sind die *sozialen* Zustände, Klassen und Stände, so leicht nicht umzubringen, da ihre schwerfällige Lebensähigkeit allen Stößen und Hieben des Satirikers ein undurchdringliches Fell entgegenhält. Der Lustspieldichter schöpft aber aus

1 Die Erzählungen »Sonjas letzter Name« und »Negerkönigs Tochter« sind bei Georg Müller, München erschienen, der auch »Egon und Danitza« herausbringen wird. »In den Mauern« erschien bei Julius Bard, Berlin. [KK]

solchen Gesellschaftszuständen, und so bleibt immerhin etwas Zuständliches in seinem Werk, das er negieren, aber nicht vernichten kann. Auch Otto Stoessl kann nicht kleinbürgerliches Beamten— und Strebertum aus der Welt schaffen, nicht das solide Parvenütum heraufgekommener spießbürgerlicher Existenzen, wie der serbischen Heldenmutter, die noch allerlei dekorative Erbschaft aus dem Balkan mit sich schleppt, im übrigen aber ihr Geld zusammenhält und sich nichts vormachen läßt, wie sie denn gleich weg hat, daß Egon de Alamor »ein Lump ist, aber kein Beamter«. Diese Zuständlichkeit bleibt trotz aller Satire bestehen als eine indirekte epische Grundlage, die eine Erzählung ermöglicht. Außerdem aber fehlt es dem Dichter keineswegs an wirklicher Liebe zu einem seiner Geschöpfe. Der Danitza gehört sein menschlich—väterliches Wohlwollen. Ihre törichte Liebe zu dem dummen Jungen wird als ein echt typisches Weibschicksal mit sicherer Hand gestaltet, und der satirische Hintergrund steigert durch Kontrastwirkung diese epische Typik.

So scheint sich also eine Lustspielerzählung höchst besonderer Art entwickeln zu wollen, bis plötzlich gegen den Schluß hin ein geradezu erstaunlicher und zunächst verwirrender Wechsel eintritt. Auf einmal atmen wir eine fast schon homerische Luft; da ist reine Epik ohne Spur von satirischem Hintergrund, es findet ein völliger Umschwung der Atmosphäre statt. Danitza entflieht aus Wien und sie findet draußen jenseits der Reichsbrücke armes verlorenes Volk, das sich seine Hütten aus weggeworfenem Baumaterial der wohlhabenden Klassen wunderlich und grotesk genug zurechtgemacht hat. Dazu noch ein bißchen Feld und Gartenerde der kümmerlichsten Art und ein im bürgerlichen Sinn völlig ungebundenes Leben der absoluten und darum unbekümmerten Armut, während doch auch hier die inneren Gesetze menschlicher Gemeinschaften zur Geltung kommen und eine sehr wunderliche Soziologie ihre geheime Wirksamkeit entfaltet. Ein Märchenreich vor den Toren von Wien. Hier gestaltet die Phantasie die reine und runde, die homerische Epik; es sind diese wenigen Schlußseiten das dichterisch Bedeutsamste, was Otto Stoessl bisher geschaffen hat. Alles Zeitliche und Aktuelle, alle Satire und Gesellschaftssitte ist versunken wie ein Spuk, und nur ganz von fern erinnern wir uns an einen Herrn von Alamor, der weit draußen in irgendeiner Stadt der Scheinmenschen sein Scheinwesen treibt. Kurz, es sind wunderschöne Seiten, die uns der Dichter zu lesen gibt; aber sie kommen wie eine Überraschung, ja wie eine Überrumpelung, und man kann kaum sagen, daß sie organisch aus dem Kern der Konzeption herausgewachsen seien. Der Autor konnte mir auf meine Frage nur antworten, daß ein ihm selbst unerklärlicher innerer Zwang diesen Wechsel der Szenerie bewirkt habe. Er war geneigt, die Gründe dafür im Menschlichen zu suchen: daß er sich nach so viel Schwindelhaftigkeit wieder nach der Darstellung eines echten Lebens sehnte. Mir konnte diese Erklärung nicht voll genügen, weil es unbegreiflich blieb, warum er sich dann überhaupt zu einer solchen Scheinexistenz als Künstler hingezogen gefühlt hatte. Entweder mußte dieser künstlerische Zwang in der einmal eingeschlagenen Richtung seine Konsequenzen entfalten, oder er hätte sich von Anfang an nur auf das Echte gerichtet, auf reine Epik, und ein solcher Dualismus erschien schwer verständlich in einer Erzählung, die das Talent des Autors in voller Kraft zeigte. Mir stand fest, daß irgend ein episches Kunstgesetz diese Hemmung von innen heraus bewirkt haben mußte, und das hier verborgene ästhetische Problem begann mich bald um seiner selbst willen sehr gründlich zu interessieren.

Beim Urepiker Homer erleben die Fürsten und hohen Herren die abwechslungsreichsten Abenteuer, Schiffsbrüche und Heldentaten, phantasti-

sche Überraschungen, bis sie endlich glücklich im Hafen eingelaufen sind. Also Abenteuerlichkeit ist das erste Ingrediens einer epischen Dichtung. Doch darf man an der sozial einwandfreien Lebensführung und Lebensstellung jener erlauchten zeptertragenden Könige nicht zweifeln. Sie sind legitime Fürsten, die Oberhäupter des Adels, der einen soziologisch gut fundierten Boden unter den Füßen hat. Das Zuständliche bei Homer, die ruhig eingeschränkte Gesellschaftlichkeit des täglichen Lebens, macht den zweiten und reichlich gleichwertigen Reiz seiner Dichtung aus. Es klafft kein Riß zwischen den beiden Elementen, sondern das Abenteuer ist in der Soziologie der Epoche fest verankert, und es gehört einfach zum Metier jener Könige und Edelleute, fortwährend Kriegs— und Seefahrten zu unternehmen und allerlei Gefährliches dabei durchzumachen. Das verlangt ihre soziale Stellung, von ihnen, und wir dürfen den großen Epiker glücklich preisen, dem sein Zeitalter in innerer Einheit entgegenbrachte, was der Epiker in erster Reihe braucht: soziologische Zuständlichkeit zugleich mit abenteuerlicher Mannigfaltigkeit, gut fundierte Solidität, die in sich ein Element der Phantastik begreift. Heute haben diese Bestandteile sich gründlich voneinander geschieden, und der Abenteurer kann es nicht zu einer anerkannten Stellung in der Gesellschaft bringen, so daß dem armen Teufel zumeist nichts übrig bleibt, als Hochstapler zu werden. Umgekehrt wird jeder, auch der friedsamste Hochstapler, unvermeidlicherweise irgendwie zu einem glanzvollen Abenteurer. So ist es unter anderem dem Herrn Egon de Alamor widerfahren, und der Epiker Otto Stoessl mußte sich herzlich freuen, als dieser zwar unfreiwillig phantastische Geselle ihm über den Weg lief, und er setzte sich hin, um die wundersamen Erlebnisse des vornehmen Diurnisten säuberlich zu erzählen. Aber da stellte es sich heraus, daß der Herr de Alamor zu den Deklassierten gehörte und in keiner wirklichen Zuständlichkeit fest wurzelte. Daraufhin regte sich der urepische Instinkt, der sich mit dem Abenteurer allein, ohne eine soziale Umwelt, nicht zu Frieden geben konnte, und so half sich der Dichter durch einen instinktiven Gewaltstreich, indem er zum Schluß jenseits der Reichsbrücke eine homerische Welt der soliden Deklassierten hervorzauberte. Dieser kunsttechnische Fehler beweist, wie wenig es, die epische Mission des Autors.

Hier wird bereits auch sein Verhältnis zu Neu—Österreich berührt, das er als episches Neuland recht eigentlich entdeckt hat. Dieses seltsame Reich ist gegenwärtig im eben entwickelten Sinn ein schlechthin episches Reich. Noch ist die stramme moderne Disziplinierung nicht so weit vorgeschritten, daß dem Hochstapler jede Hoffnung benommen wäre, zu einer anständigen sozialen Stellung zu gelangen, wie es uns kürzlich erst der köstliche persische Feldmarschall Kolischer Kahn ¹ bewiesen hat. Dazu kommt die bunte Ethnographie des Landes, die Fülle der nationalen Typen, die schwankende Unsicherheit der staatlichen Verhältnisse seit dem Sturz des Zentralismus, und endlich, im Gegensatz dazu, so viel fast kleinbürgerlich pathetische und doch solide Ideologie. Man denke an die Primitivität von Alldeutschen und Allslawen und an die moralische Entrüstung des Kleinbürgertums, dem die Erfolge Luegers zu verdanken waren. Überhaupt hat ja die soziale Schichtung vergangener Zeiten sich gegenüber dem Ansturm des Industrialismus nirgends zäher behauptet, als in Österreich, wo der Kleinbürger und der Abenteurer noch immer eine Fülle von Lebensmöglichkeiten finden. So unerquicklich ein solcher Zustand in sozialer und politischer Beziehung vielfach sein mag, der Epiker, der in ihm leben muß, ist dennoch glücklich zu preisen. Die alte Homerische Einheit findet zwar auch er nicht mehr vor, aber er kann sie aus den Elementen des ihn umgebenden Lebens in der Phantasie wieder herstellen. Darin

1 s. "Prozeß Kolischer" in Heft 298 # 02

nun sehe ich Stoessls Bedeutung, daß er mit der Ahnungssicherheit des Talentes diese Aufgabe begriffen hat und auf dem Weg ist, ein österreichischer Epiker zu werden anstatt ein Wiener Literat. In dem Roman »Sonjas letzter Name« — seinem eigentlichen Erstling, wenn man von dem vielversprechendem Prolog »In den Mauern« absieht — hat er bereits im Kleinen ein solches österreichisches Epos gegeben. Verworrene und märchenhaft phantastische galizische Zustände werden übergoldet von der Sonne eines menschlich teilnehmenden und echt epischen Humors. Ein pedantischer Oberleutnant, der auf seinen Reisen, um Geld zu sparen, im Freien kumpiert; ein armes galizisches Judenmädchen, das der Offizier noch als halbes Kind zu sich nimmt und in der absonderlichsten Weise vor den Augen der Welt verbirgt; Urkundenfälschungen, Lügen über Lügen, der Eingriff des Kaisers, der diese Verworrenheiten löst, endlich eine gut bürgerliche Ehe, wobei das Mädchen zuletzt auch noch zu einem gesetzlich einwandfreien Vornamen gelangt: all dieses Erstaunliche spielt sich, im modernen Österreich ab, und man hat das Gefühl einer vollkommenen Verbürgtheit, einer inneren und dichterischen Logik der Tatsachen. Zugleich waltet ein vollblütiger Epiker, der in einem ruhigen und füllereichen Vortrag zu erzählen weiß und typische Existenzzustände des Verhältnisses der Geschlechter mit echter Dichterkraft und tiefem Mitgefühl zu schildern und auszuschöpfen weiß. Diese starke Menschlichkeit unterscheidet die »Sonja« von »Egon und Danitza«, und beide Werke gehören zu einander wie Pol und Gegenpol. Aber die Zukunft des Dichters wird wohl mehr durch die »Sonja« vorausgemeldet. Märchenhaft phantastische Epik, die aber auf tief menschlicher und sogar real österreichischer Grundlage beruhen wird, hat er in diesem seinem schönen Erstling bereits gegeben, nur daß er sich noch nicht so voll, wie im Schluß von »Egon und Danitza«, seiner Phantasie zu überlassen wagt, wodurch da und dort noch eine zu ängstliche Reproduktion von alltäglichem Detail über das Epische hinaus störend wirkt. Aber ein großes und wertvolles Versprechen hat er uns damit gegeben, und es ist an seinen Landsleuten, ihm durch ihre Teilnahme die Erfüllung zu erleichtern.

Allerdings bedrohen den Dichter auch gewisse Hemmungen und Gefahren, vor denen eine freundschaftliche Kritik ihn warnen darf. Die österreichische Verworrenheit, die den Epiker begünstigt, bedrückt natürlich häufig genug den Menschen. Der Hochstapler, der die Phantasie fesselt, muß zu Zeiten die Satire erwecken, und der Erzähler wird da und dort wohl auch zum Karikaturisten. Ein Schritt weiter, und wir begegnen jener Simplicissimusgefahr, wie ich sie nennen möchte, die heute bei ausgebildeter Technik der Satire, in besonders hohem Maße die Erzähler bedroht. Die beiden Klippen, die hier zu vermeiden sind, mag man nennen: Verbitterung oder Humoreske. Diese letzte Gefahr ist bei Otto Stoessl wohl so ziemlich ausgeschlossen, während es ihm offenbar noch Mühe kostet, die menschlich—ethische Verdrossenheit über bürgerliche Zustände nicht in sein Werk dringen zu lassen und dem realen Österreich das Phantasie—Österreich seiner Epik mit freudiger Bejahung gegenüberzustellen. Mir scheint, als ob seine Erzählung »Negerkönigs Tochter«, die zwischen der »Sonja« und dem »Egon« steht, nicht ganz frei von diesem geheimen feindlichen Einfluß geblieben ist. In einer Beziehung hat sie freilich einen ganz besonderen Vorzug, nämlich ihre strenge und geschlossene Form. Es werden mancherlei Probleme geistiger Art entwickelt, ohne daß es zur Abstraktion und Analyse und zu unkünstlerischen Exkursen kommt. Alles ist in Erzählung aufgelöst, die scheinbar kühl und klar nur Tatsachen zu berichten weiß, aber innere Wärme und vor allem Humor nicht vermissen läßt, für den nicht, der mit eigener Phantasie nachzuleben weiß. Das bleibt eine beträchtliche Formleistung, die um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als gegenwärtig

das Problem der künstlerischen Form innerhalb der modernen Produktion wieder auf der Tagesordnung steht. Vor allem aber ist der geistige Inhalt dieser Erzählung kühn und merkwürdig. Der Kulturmensch flieht in den afrikanischen Urwald; er sucht das Märchen in der Natur. Das Naturkind dagegen findet seine afrikanische Urwaldheimat sehr prosaisch und entdeckt in der »Kultur« das Märchen — in Wien, im Prater, in der Großstadt, in der wieder der Afrikareisende verloren ist, wie verirrt in einem steinernen Urwald. Diesen ergötzlichen Kontrast konnte nur ein echter Humorist finden, und nur in Wien oder Österreich konnte sich der Gegensatz so anschaulich lokalisieren. Aber mein Einwand ist, daß die Größe des Stoffes neben dein Humor auch mehr entschlossene Märchenphantasie erfordert hätte. Der Autor steht der Kultur hier doch nur als Satiriker gegenüber. Die Urwaldmächtigkeit, mit der die steinerne Stadt auf den Afrikaforscher wirkt, kommt nicht heraus, und die Sehnsucht des Negerkindes erscheint wieder nicht genügend am Märchenobjekt Wien orientiert zu sein. Offensichtlich hat der Autor sich von seiner Simplicissimuslaune und einem gewissen Ressentiment verleiten lassen, seine dichterische Intention ein wenig selbst zu ironisieren, und das darf der Epiker nicht, dieser Bejager, der Humorist sein kann und soll und auch wohl Pädagoge, aber nicht. Satiriker. Bei alledem ist der außerordentliche Fund selbst zu rühmen, dann die geschlossene Form und so manche feine und ergötzliche Einzelheit.

Möge der Autor alle inneren Hemmungen, die sein kraftvolles Epikerwesen da und dort noch bedrohen, glücklich überwinden und immer mehr der Epiker dieses phantastischen modernen Österreich werden. Seine engere Heimat hätte aber allen Anlaß, durch Glauben an ihn und Teilnahme an seinem Schaffen seine Entwicklung zu fördern.

Selbstanzeige

Aus der Berliner Wochenschrift '*Der Demokrat*' (28. September):

KARL KRAUS

Von Ludwig Ullmann

Karl Kraus, sein Wort und seine Tat — auch im '*Demokrat*' wurde ihrer schon wiederholt Erwähnung getan — braucht man reichsdeutschen Lesern heute nicht mehr zu erläutern. Seit elf Jahren erscheint in Wien sein Kampfblatt '*Die Fackel*', seit elf Jahren geschmäht und geachtet, gepriesen und verkannt, geliebt und bewundert von den einen, gehaßt und gefürchtet von den anderen, bricht er, ein Einzelner und Einsamer, den über ihn verhängten Bann publizistischen Schweigens allmonatlich mit einer Sprachgewalt, die ihm aus allen Kreisen und Lagern ein in stiller aber starker Verehrung unbedingt ergebenes Publikum schuf. Lange blieb die Zahl der Männer gering, die — und das größtenteils in außerösterreichischen Blättern — für die Tiefe des Denkers und die Kraft des Künstlers eintraten, ohne Scheu vor dem immer bereiteten Fluch journalistischer Verfehmung. Da erschienen die zwei ersten Bände der »Ausgewählten Schriften«, da trat Kraus im letzten Winter als Vorleser eigener Aufsätze vor das Berliner Publikum und die führenden Blätter Deutschlands ließen es sich nicht

nehmen, der Bedeutung des Schriftstellers ihre Achtung zu erweisen. Wenig mag es dagegen bedeuten, daß, als Kraus seine Vorlesungen in Wien vor einem enthusiastischen Hörerkreise fortsetzte, die 'Arbeiterzeitung' allein von allen Wiener Blättern von ihnen Notiz nahm, daß Kraus heute noch gezwungen ist, jede Stimme, die über ihn laut wird, durch Abdruck in seinem eigenen Blatte — eine Handlung gerechter Notwehr und freien Künstlerbewußtseins — den Wienern bekannt zu geben, Langsam aber sicher dringt der Ruhm Karl Kraus' aus deutschen Reichslanden in das erstaunte Wien. — Seit elf Jahren liegt die 'Fackel', die das 'Literarische Echo' das »amüsanteste, kulturellste, europäischste Kunst — und Witzblatt« genannt hat, in den Wiener Tabak—Trafiken neben den eindeutigsten Produkten der Revolver— und Cochonne-riepresse, zum Teil von einem reinem Aktualitätshunger fröhenenden Publikum verschlungen, das von Woche zu Woche erwartet, »was« der Kraus über diese oder jene Sensationsaffäre schreiben werde. Robert Scheu hat in seiner Broschüre ¹ »Karl Kraus« (Verlag Jahoda & Siegel, Wien) darauf hingewiesen, wie sehr Blatt und Herausgeber in diesen elf Jahren der Wandlung und Steigerung gewachsen sind. Klar aber ist, daß, je mehr aus einem kulturell verdienstlichen Satiriker einer der ersten Denker und der vielleicht erste Stilkünstler unserer Zeit wurde, je mehr sich Form und Inhalt des Blattes vertieften, je mehr Kraus bestrebt war, frei von seinen Objekten sie beherrschend in den Bann seiner Gestaltungskraft zu zwingen, künstlerischen Stil über aktuellen Gehalt zu stellen, die Tiefe seiner Gedanken aus der Kraft der Form entstehen zu lassen, desto mehr die Verständnislosigkeit eines Publikums wachsen mußte, das der »Verflachung« des einst schnell populär gewordenen Witzboldes ratlos gegenüberstand, bis sich langsam ein neuer, heute stetig wachsender Leser— und Kennerkreis bildete. —

Das Gefühl der Unwürdigkeit aber, bloß einen Automaten für Angriffe darzustellen, war es wohl in erster Linie, was Karl Kraus anhielt, die Arbeit langer Jahre in nach höheren Gesichtspunkten angeordneten Bänden zu vereinigen, alle jene momentanen Impulsen entsprungenen, zwar sicher, wie der erste kundige Blick zeigte, oftmals revidierten, aber immerhin in der Hitze polemischer Aufwallung und gedanklicher Empfängnis niedergeschriebenen Aufsätze durch Umarbeit und Zusammenstellung zu neuem Gute zu machen, sie einem größeren, nicht von Wiens und Österreichs Grenzen umschlossenen Publikum in tadelloser literarischer Form vorzulegen.

So faßte Kraus seine Aufsätze, in denen er — sicher eines seiner größten und über Menschenalter hinaus wirkenden Verdienste — die Sexualjustiz unserer Tage bekämpfte, in den Band »Sittlichkeit und Kriminalität« (bei Posner, Wien) zusammen, so vereinigte er seine an Gehalt und Form höchstens den Sprüchen Lichtenbergs zu vergleichenden Aphorismen in dem Buche: »Sprüche und Widersprüche« (bei Langen, München). So erscheint jetzt gleichfalls bei Albert Langen der dritte Band der »Ausgewählten Schriften« »Die chinesische Mauer«.

1 Auf dieser Homepage verfügbar

Es ist ein Buch, in dem Kraus ein Bild unserer modernen Geistes- kultur auf allen Gebieten geben will. In der Tiefe seiner Gedan- ken, in der Schärfe seines Blickes aber liegt es begründet, daß sich tiefere Zusammenhänge auftun, die über die Vergänglichkeit unserer Zeit hinausreichend tief im Menschlichen, besser im Nor- malmenschlichen wurzeln. Dieses Buch kann ein ergreifendes Do- kument genannt werden, ein Dokument des Kampfes gegen die Dummheit, gegen die Enge der Durchschnittsgehirne, in der Kraus den Quell alles Übels, aller jener Mißstände sieht, gegen deren zermalmendes Nivellierungsvermögen er mit nervenspan- nendem Pathos für wahrste Freiheit, die des Geistes und des Ge- schlechts, der Nerven und der Gehirne, ficht. Grauerregende Bilder entwirft er an der Hand einiger Berichte aus den Zeitungs- rubriken »Gerichtssaal« und »Tagesneuigkeiten«, bannt eine chi- nesishe Mauer der Beschränktheit um uns, die beengt und been- gend unserer Kultur seit Jahrhunderten jeden frischen Lufthauch absperrt, ihre wichtigsten Lebensregungen in Alltäglichkeit er- stickt, jedes freien Mannes Hirn und jedes starken Weibes Lust mit der Peitsche der Moralsüchtelei verfolgt. Eine chinesische Mauer aber sieht er ringsum am Horizont einen neuen Weltbrand aufflammen. Denn von den Gelben, die mit abendländischer Sitte, Sünde und Schwäche unbekannt sind, erwartet er die Zertrümme- rung unseres altersmorschen Europa.

Einer Welt, die an der Bequemlichkeit täglicher Information das Denken verlernt hat, tritt hier ein schärfster Denker von unerbit- tlicher Konsequenz entgegen, ein Denker, der nicht nur zu formen weiß, was er sagt, der, mehr noch, Meister und Diener am Worte zugleich mit scheuer Verehrung aus der Sprache seine Gedanken schöpft, dem etwa die Umstellung eines Beistrichs, aus der sich ein neuer ungeahnter Sinn ergibt, ein tiefes menschliches und künstlerisches Erlebnis ist, der seinesgleichen an Treue und Ge- nauigkeit dem Worte gegenüber kaum hat, dessen Stil der kom- paktteste, präziseste, ökonomischste und doch reichhaltigste an tiefstem Sinn ist, wie so oft schon erkannt, von peitschenscharfer Härte, blitzendem und blendendem Witz, beklemmendem Pathos und ergreifender Einfachheit, einer Einfachheit, die sich oft zu Gipfeln lyrischer Pracht durchdringt. Denn Sätze, wie: »Wir star- ben, die wir dachten.« — »Und es ist allerorten ein Geräusch der Banalität und die große Fliege summt in meinem Zimmer ... « — »Eine gelbe Hoffnung färbt den Horizont im Osten und alle Glo- cken läuten Sturm.« — konnte nur ein Dichter schreiben, der es vorzog, in den kurzen Satz eines polemischen Aufsatzes die Fülle zu bannen, die ein anderer in zwanzig klingenden und bimmeln- den Gedichten verpufft hätte. In dieser Sprache, die die nährende Mutter der Gedanken des Künstlers ist, werden Denker und Künstler eins. Die Ereignisse, möchte man glauben, mußten sich vollziehen, um ihrer plastischen Deutlichkeit Nahrung zu geben. In ihr wurzeln Kraft und Haß, die den Kampf gegen veraltete Ge- setzesparagrafen und Rechtsanschauungen, gegen Korruption und Kulturschwindelei, gegen Geschäftskunst und plattes Tages- schriftstellertum, gegen Banalität, Gemeinheit und Niedrigkeit durchzittern. — So groß aber die einsame Stärke dieses Mannes ist, so empfindlich zucken seine Nerven, deren feingestimmter

Spannkraft der behagliche Lebenstrott Wiens, dem der norddeutschen und englischen Städte Verkehrsgröße und Arbeitslust ganz fehlen, zur Qual wird Die romantische Individualisierungssucht dieser Stadt, ihre lässig—faule Grazie und banalisierende Gemüthlichkeit treiben ihn zu bitterhumoristischen Ausbrüchen, durch deren unwiderstehliche Komik die Tragik des Jammers über die seichte Großmüligkeit des Daseins weht. Ein leidenschaftlicher Wahrheitsfanatismus beseelt hier ein Hirn und ein Herz, die beide gesund und reinlich genug sind, gegen eine Welt zu toben, die die höchsten Werte der Menschlichkeit käuflich gemacht habe, die das Virginitätsideal zur Erhöhung des Deflorationsgenusses erfunden habe, die weibliche Nerven, die in ungebundener Kraft ihrer Sehnsucht folgen, foltere, während sie Einheirat und Heiratskauf, Bordellbetrieb und Annoncenkupperei zulasse und besteuere, die den lebenden Geistesmenschen mit ihrer Banalität erdrücke, den Toten aber zum Heroen derselben ausrufe. Es ist eine straffe, unbedenkliche und höchst bedachte Konsequenz, mit der dieses Buch angeordnet ist. Der erste Eindruck der Willkürlichkeit verfliegt sofort und es offenbart sich eine in ihrer Notwendigkeit direkt geniale Steigerung. Es ist ein erschütternder Totentanz, der beginnend mit der Besprechung eines Wiener Sensationsprozesses in wehrhafter Abwehr und grimmigem Ekel gegenüber moderner Sexualethik und Sexualjustiz, der Banalisierungskraft bürgerlichen Fortschrittsdünkels und Politikbetriebs, dessen Komponenten ordenstrebende Loyalität, gaffende Schaulust und lästige Vordrängerei bilden, gegenüber nebenmenschlicher Belästigung, zu der sich die romantischen Schönheitsträume des Philisters, sein kindisches Reklame—, Informations— und Sensationsbedürfnis gestalten, gegenüber der Vernichtung alter und echter Theaterkunst durch eine lendenlahme Possenpöbelei, der Verdrängung urkräftiger, einfacher Dichtung durch journalistische Tagelöhnerarbeit, gegenüber der Knechtung der Menschheit durch Dummheit und Gleichgültigkeit, Platttheit und Grausamkeit vor unseren Augen vorbeihuscht, bis diese Serie vernichtender Anklagen (man beachte zum Beispiel den Aufsatz »Die Mütter«) und zermalmender Beweise in einer Prophezeiung von grauenhafter Wahrscheinlichkeit ihren Abschluß findet. Der Fall der Amerikanerin Elsie Siegl ist Karl Kraus der Urteilspruch der Natur über unsere Kultur, eine Kultur, die sich selbst solange knechtete, bis sie sich selbst zerfleischen muß, bis ihre Weiber sich gegen ihre Männer, ihre Lust sich gegen ihre Moral, ihre Triebe sich gegen Ihre Religion kehren müssen. Eine Kultur, die vor dem Ansturm einer genußfrohen, ethisch nicht gehemmtten Rasse zusammenbrechen muß.

Über ein Jahr dauerte nach einer Notiz des Buches die Ordnung und Umarbeit der zuerst in 'Fackel', 'Simplicissimus' und 'März' erschienenen Aufsätze. Aber nur dem geschulten Auge wird bei eingehender Vergleichung die Fülle und Sorgfalt der Arbeit kenntlich werden, einer Arbeit, wie sie selten in deutschen Landen vollbracht und noch seltener gewürdigt wird in einer Zeit, die, im Afterfeuilletonismus verkommen, Schnelligkeit der Information und »Glanz« des Stils über Kraft, Einfachheit, Tiefe und Schönheit stellt und den Schreibenden zur Verflachung zwingt,

wenn er nicht die immense Stärke und die geniale Schöpferfreudigkeit eines Karl Kraus besitzt.

*

Aus dem 'Berliner Börsen—Courier' (21. September):

Die chinesische Mauer. Karl Kraus, der Herausgeber der Wiener 'Fackel', einer der klügsten, feinsten und unerschrockensten Köpfe der Gegenwart, hat unter obigem Titel eine große Reihe seiner besten Aufsätze gesammelt (Albert Langen in München); sie gehören zu den lebensvollsten, die er geschrieben hat. Sie sind außerordentlich reich an ironischen Ausfällen und satirischen Hieben, die öffentliche und geheime Institutionen, berühmte und berüchtigte Personen abbekommen. Besonders übel geht es hier Herrn Harden und noch schlimmer der österreichischen Justiz. Diese Aufsätze, in denen der Geist der Verneinung vorherrscht, wollen nichts sein, als das Echo des Tages, aufgefangen in einer leidenschaftlichen Menschenbrust, die vor Freude und Zorn, vor Liebe und Haß, Hoffnung und Verzweiflung zu zerspringen droht. Man ist in diesem Buche nie auf sicherem Boden; man wandelt wie über glühende, Kohlen. Nur als Barometer der *persönlichen* Temperatur Kraus' möchte man diese Aufsätze gelten lassen, als die Spiegelung einer Zeitstimmung. Hierin liegt ihr wirklicher Wert. Der Historiker kann sie zwar nicht als Aktenstücke brauchen, um aus ihnen Tatsachen festzustellen; aber den Pragmatismus der Begebenheiten wird er aus ihnen entlehnen dürfen: die Lichter und Schatten seines Gemäldes.

Kraus stellt Gesetze auf und befiehlt Gesetze; er fördert die Talente und legt ihnen auch Fesseln an; immer aber befragt er nur seine eigene Meinung um Rat. Seine Einseitigkeiten und Voreingenommenheiten sind gewiß nicht seine schlimmsten Fehler. Ohne Liebe und Haß gibt es keine Kunst, wie es ohne Blindheit und Voreingenommenheit keine Liebe gibt. In der Kritik ist kräftiger Haß jedenfalls besser als Gleichgültigkeit. Es ist ein Geist der Unzufriedenheit in Kraus, der Ihn mit großer Verachtung von all den verlogenen gesellschaftlichen, moralischen, ethischen und sozialen Lügen und Borniertheiten sprechen läßt. Seine Kritik gleicht dem Sturm, der das Morsche, Schwächliche und innerlich Hohle niederwirft. Er hat die Waffen, um blutige Schlachten zu schlagen; er hat Witz und Satire genug, um mit den Besten zu wetteifern.

Sein Stil ist warm, trotzig, eigensinnig, mutig, tat— und schlagkräftig und, wenn es sein muß, grob. Kraus steht da wie ein gewappneter Mann in kriegerischer Haltung, die Lanze bereit, schäumend und knirschend. Diese Sprache wirkt wie ein Stahlbad, in das man entnervt durch Abstraktion und Dachstubenweisheit, niedertaucht und zu neuer Lebensfrische sich stärkt. Er mag behandeln welchen Gegenstand er will, immer spiegelt sich in der kristallinen Klarheit seiner Darstellung die leidenschaftliche Persönlichkeit. Dieser Stil scheint völlig der Abdruck des inneren Menschen. Man fühlt, daß Kraus nicht mit Tinte allein schreibt, er schreibt vielmehr mit seinem Blute und zuweilen auch mit seiner Galle.

J. E. P.

*

Aus der 'Welt am Montag' (Berlin, 17. Oktober):

Der bekannte Wiener Essayist und Satiriker gibt in diesem Bande einen guten Überblick über seine charakteristische Lebensarbeit. Karl Kraus ist ja von jeher so etwas wie ein literarischer Outsider gewesen. Man konnte gewiß nicht immer mit ihm gehen. Aber selbst wo man ihm widersprechen mußte, hatte man stets das Gefühl, daß hier ein verblüffend kluger, scharfsichtiger Geist die Dinge nach seiner ureigenen Methode sich vornahm. Dieser erste Eindruck wird verstärkt, wenn man seine in der 'Fackel' und im 'Simplicissimus' verstreuten Essays in einem stattlichen Bande beieinander findet. Die Physiognomie dieses seltsamen Schriftstellers, in dem brodelndes Temperament und bitterböse Satire sich zusammengeschweißt findet, tritt erst hier so recht klar und plastisch vor den Leser. Man sehe sich seine Glossen zu Tagesereignissen (wie den *Prozeß Veith* oder die *Eulenburgaffäre* usw.) und seine verblüffend sicheren Porträts bekannter Zeitgenossen (*Maximilian Harden*, *Peter Altenberg*, *Girardi* usw.) an. Sein sonderbarer, nicht eben leicht flüssiger Stil vibriert förmlich vor lauter Persönlichem. Das leicht Nervöse und vor allen Dingen völlig Unpathetische seiner Darstellungskunst, die das Haschen nach Schmockschen Brillanten nicht nötig hat, garantiert ihm einen allerersten Platz im Geschichtsbuche der deutschen Journalistik. Eine Virtuosenarbeit, wie seine unbarmherzige, von glühender Feindschaft aufgepeitschte Abrechnung mit *Maximilian Harden* ist in diesem Zusammenhange ganz zweifellos ein historisches Dokument ersten Ranges.

Rilkes Buch ¹

Von Berthold Viertel

Jedes Werk von makellosem Stile stellt die Reinheit der Begriffe wieder her. Die »Aufzeichnungen« lassen ein Wunder, welches von falschen Propheten oft mit täuschender Unechtheit nachgeahmt wird, klar werden: Sprache. Daß Sprache die letzte Reife, die überzeugende Fruchtbarkeit einer erwählten Seele ist. Das millionenstimmige Gerede der Zivilisation allerdings hat, abgesehen von seinen Berichterstatter— und Handlangerdiensten in der Weit der Tatsachen, den satanischen Zweck, die Seele mundtot zu machen, die schüchternen Stimmen der inneren Wahrhaftigkeit zu überschreien. Der Flugsand der toten Worte und der gestorbenen Sätze verschüttet die lebendigen Regungen des Gefühls, erstickt die Versuche persönlichen Denkens und trocknet die zarten Quellen der Einbildungskraft aus. Die Angst vor dem Leben hat diese genial mörderische Methode ersonnen, die Angst vor dem seelischen Leben, welche das teuflische Stigma der Menschheit ist. Das Werden der Seele tut weh, es ist voll Bangnis und Gefahr. Wie unerträglich schon die Einsamkeit, welche geboten ist, damit ein Inneres sich rühre! Wie gemieden und verleumdet die Stille, in deren Hut die Melodie des Menschen sich auf sich selbst zu besinnen beginnt! Und der Mensch, in seiner schlotternden Ohnmacht, in sei-

1 Rainer Maria Rilke, »Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge«. Leipzig. Im Insel—Verlag 1910. [KK]

ner kranken Feigheit, bemächtigt sich der Dichterstimmen, um sie zum Lärm zu mißbrauchen.

Nein, die trunkenen Hymnen, die leidenschaftlichen Gesänge haben wenig Hoffnung, gehört zu werden. Vielleicht zwingt eher manchmal ein unerbittlich Leiser zum Aufhören und Lauschen. Um dem Wort Brigges zu huldigen, will ich vorerst die Stille rühmen, die seine Atmosphäre, sein Klima ist. Nichts rührender als diese sanft inbrünstige Beschattung einer Beredsamkeit, die aus dem Geheimnis einer Seele sich loslöst, nichts, was inniger überwältigt.

Brigge klingt nur von Einsamkeit zur Einsamkeit. Wer ihn hören will, muß erst verstummt sein. Er lege ein sehnsüchtiges Ohr an die vibrierende Rhythmik dieser Prosa. Er belausche diesen Funken, der einen unsäglich zarten Stoff durchheilt. Er behorche diese Sprache, wie man die verschwiegenen Atemzüge eines geliebten Wesens behorcht. Vielleicht geht dann dieses rührend Einfache in ihn über. Wie ist es einfach! Wie leicht macht es einem diese Sprache, welche fertig geworden ist. Es ist ja nichts, als die betörende Selbstverständlichkeit einer keuschen Stimme, die für sich selbst spricht und daher aus jedem heraus, der ein verwandtes Selbst hat. Man merkt es fast nicht, wie sie führt. Sie ist sanft und leicht wie ein Luftgeist, man spürt kaum, daß sie in eine Richtung zwingt, aber sie führt mit großer Sicherheit. Und plötzlich ist man mitten in einer unselig seligen Betörung.

Eine fertig gewordene Sprache, eine fertig gewordene Seele. Jetzt zwingt sie dir durch die Gliederung ihrer Sätze ihre persönliche Logik auf. Unmerklich geschieht ein Zauber: indem eine herrlich konsequente Rhythmik ihren Akzent auf beseeligend genaue Worte wirft. Und die Art einer Seele wirbt durch die magische Verteilung des Tones. Mit geradezu grammatikalischer Notwendigkeit öffnen sich die Bilder, um zu überzeugen. Und die Begriffe erfolgen wie logische Erlösungen. — Es gilt, dir das schwere Geheimnis einer geprüften Seele aufzuladen, noch ehe du es merkst, was man mit dir vorhat. Es soll dir eine furchtbare Bagnis ins Blut geflüstert werden, vor der du bisher flohest. Und ohne, daß du es verdienst, bist du reif für die Gnade, bist du bereit zu einer Seligkeit, die weit aus einer dir sonst versagten Höhe herabkommt. Mit einer einfachst—sicheren Methode, wie sich etwa eine schwierige Spitze knüpft, haben sich die letzten Fragen des Menschentums in ein feinstes Gespinnst der Beziehungen verfangen. Die große Dämonie geriet in ein Kleinleben überzeugender Details. Und du, armer, beneidenswerter Leser, bist einem Künstler ins Garn gelaufen.

Dieses Buch ist erfüllt von einem Glück des Bemerkens, der Apperzeption, dem nichts versagt scheint. Jeder, der manchmal aufwacht, kennt diese mystische Belebung: wenn die Seele plötzlich ihr Licht auf irgend eine Heimlichkeit wirft. In manchen sehr empfänglichen, inspirierten Stunden nehmen wir so jeden intimen Ausdruck auf, nähren uns von dem ganz Individuellen der Dinge und Begebenheiten. Das ist das würdige Material der Erinnerung. Das ist die wundervolle Deutlichkeit der Träume, die als undeutlich verleumdeter werden. Das ist die manchmal erlösende Nähe der Natur, das plötzliche Verwandtwerden fremder Menschen. Nicht das Glück: solches Ersehen, solches Erleben macht reich.

Dieses ganze Buch ist aus solch überzeugendem Ausdruck gemacht. Gesten und Menschengüge, die sich in uns selbst leise aufzutun scheinen, die aus unserem Blut zu mahnen scheinen. Erinnerung voll süßer, reifer Menschlichkeit, für die man sofort alles hingeben möchte, was man an teuersten Erinnerungen selbst besitzt und heilig hält. Ahnungen, die man nicht mehr ab-

schütteln kann. Ein Hinfluten von Träumen, darunter solche, die für ein Leben Ersatz leisten, und Alpdruck, dem man nicht entweicht. Legenden, die man halluziniert hat, wie man schwören wollte, und eine grausame, schrecklich echte Gegenwart, wie Suggestion; man hat eine Krankheit geerbt. Aber dieser da gibt Gesundheit.

Welch ein Strömen und Überströmen innerer und innerster Erfahrung. Und man weiß: es ist das viele Erfahren—Haben eines reichen Lebens, nein, einer kulturlangen Geschlechterkette von Einzelleben. Und nun, in einem großen Augenblick bricht es herein, Qual und Erlösung eines letzten Adels, Reife über Reife.

Alles ist hier Perspektive, Spiegelung, Analogie, Metapher, Beziehung. Alles löst sich in einem Fluidum der Ahnung. Und doch hat diese Welt Einheit. Doch sammelt sich jedes Detail zu einer Dialektik, die mit überzeugender Genauigkeit sich entwickelt.

Der Stoff aber, aus dem alles besteht, ist die Briggesche Inbrunst, die hier zwischen ihren beiden Polen: Angst und Zuversicht, ihre ganze Skala durchläuft. Mit ihrer ekstatischen Milde, ihrer Demut, ihrer Lebensfrömmigkeit, mit allen Kulturen ihrer Liebe, ihrer sich verzehrenden Zärtlichkeit und ihrer männlichen, geistigen Urkraft. Sie ist in jeder Geste, in jedem Bild, im Formendrang und Linienlauf dieser oft bis zur Gewalttat intensiven Phantasie. Und sie ist in der Beredsamkeit Brigges ganz Stimme geworden, Musik, unendliche Melodie.

Die »Aufzeichnungen« sind Lyrik, wie die Dramen Shakespeares und die Romane Dostojewskis ungeteilt dahinfließender lyrischer Strom sind, wie jede Dichtung Lyrik ist. Die Tagebuchblätter, die Reflexionen und Visionen, die Predigten, Erinnerungen und Legenden — alles lyrische Unmittelbarkeit, Strophen einer großen Hymne.

Und Szenen eines großen Dramas. Denn es geschieht eine Handlung und Verwandlung. Eine Tragik, die durch ein Wunder überwunden wird: wie dieser Letzte sich und die Kultur seines Geschlechtes vollendet; durch welche kontrapunktische Not er zu seiner wahrsten Sicherheit sich durchsiegt: welch ein Künstlertum sein Kranken, welch ein Sehertum sein Ahnen, welch ein Reifen sein Sterben und welch eine betörende Dichtung seine Armut, sein Verlorengehen ist! Wie er sich aus dem »Capillaren« überwältigend aufbaut: einer jener Menschen, deren die Historie bedarf, um sich durch die Meisterschaft der Wenigen für den Dilettantismus aller zu rechtfertigen. Man spreche nur nicht geradezu von Christentum, so verwandt auch der Geist Brigges den meist verführerischen Geistern des Christentums sein mag. Denn man erleichtert dadurch das billige Mißverständnis, das so gern der unerbittlichen Wahrheit des im großen Sinne Persönlichen sich entzieht. Man sage auch nicht »Mystik«, um so ein Kunstwerk verdächtig zu machen. Denn dieser beispielloser Impressionismus der Mystik, in der wundergenauen Unmittelbarkeit seines Ausdrucks ist Kunst, um es noch einmal zu sagen: Lyrik. Die reifste und reinste Lyrik Rainer Maria Rilkes.

Meine Freundschaft

Von *Alexander Solomonica*

H., einer meiner Bekannten, war mir sehr anhänglich, und ich ihm nicht minder zugetan. Wir sprachen zwar nie über dies gegenseitige Verhältnis, doch es hatte sich unzweifelhaft in das Gleichmaß des Vertrauens von selbst gefunden. Unsere Freundschaft war, so darf ich sagen, unser Widerschein, ein Flammenspiel an der Wand, das sich nicht wegwischen ließ, wenn irgend eine Hand darüber fuhr. Die Liebe zu dem gleichen Mädchen hätte sie nicht zerstört, sie vielleicht in eine lautere Feindschaft verwandelt, sie schlimmstenfalls einem tragischen Konflikte zugeführt. Der Gedanke, daß sonst ein äußerer Anlaß, und wäre es selbst der Tod, der Harmonie etwas anhaben könnte, lag mir fern, ich hielt ihn der Erwägung nicht wert und bin dessen gewiß, daß auch er verächtlich über ihn gelächelt hätte.

Aber als ich gestern mit ihm sprach, da hatte sich unterdessen eine unbegreifliche Veränderung vollzogen. Ich bemerkte, daß alle Herzlichkeit aus unserer Rede gewichen war. Mißtrauen erfüllte sie, es hatte sich Heuchelei in ihr eingenistet, und vergebens bemühte ich mich, ihrer Herr zu werden. Auch ein Versuch von seiner Seite, mit einem schnellen Lachen den alten Ton zu finden, mißglückte. Ich mußte erkennen, daß es sich um keine vorübergehende Verstimmung handelte; sie wäre sogar, hätten wir jetzt gleich die Sprache darauf gebracht, nicht verflogen, sondern gewiß für immer besiegelt worden. Obgleich sie grundlos zu sein schien, fühlte ich ihre Unwiderruflichkeit. Aber indem ich mich fragte, wie ich je hatte mit ihm befreundet sein können, erschrak ich in einem Atemzuge darüber, daß es mit dieser Freundschaft nun endgültig vorbei war. Als ich dann schärfer zusah, erkannte ich — dies ging mir sehr nahe —, daß jene Heuchelei von mir allein ausgegangen war. Ich hatte sie auf ihn nicht einmal übertragen, sie nur in die Gegenrede hineingedeutet. In Wahrheit war plötzlich eine unsichtbare Mauer zwischen uns, von der meine Worte zurückprallten, und sein Gesicht blieb mir verschlossen.

Im Schwindel, der mich ergriff, tastete ich vergebens nach der Hoffnung, es wäre ein Traum. Denn nie zuvor hatte mich so ohne Gnade die Wirklichkeit gestreift. Doch weiß der Himmel, hinter welchem Traume ich mich verborgen hielt, so ahnte ich nicht, daß ich selbst die Wirklichkeit gewesen war. Ich hörte irgend einen Klang verstummen, aber ich horchte wohl, von einer Wallung umfassen, nur mit halbem Ohre hin. Mir war's, als hätte ich den Einsatz meiner Kraft verspielt, doch der Schlaf lag mir noch auf den Lidern, nun bin ich erwacht und meine Schwäche ist verflogen. Ich denke sogar mit Genugtuung daran, wie gleichgültig mir der Freund geworden ist. Eine meiner Launen hat ihm einen bösen Streich gespielt, darum bemüht er sich jetzt, wie ich weiß, vergebens, den Anlaß zu unserer Entfremdung zu finden. Ich ärgerte mich vielleicht über den Ausdruck seines Gesichtes, oder es verriet mir plötzlich ein Augenzwinkern die Distanz, um die ich mich in der Zwischenzeit von ihm entfernt hatte. Wie dem auch sei, an die Marschroute, die ich mir selbst vorschrieb, bin ich gebunden. Sind doch seit jeher meine Launen das Einzige, das mich zur Pflicht gemahnt, denn ich mache sie mir zur Pflicht. Ängstlich bin ich bestrebt, jeder einzelnen zu Willen zu sein, und selbst meine Gefühle gehorchen da aufs Wort. Vor ihnen habe ich Respekt, denn sie allein lassen mich an die Macht des Schöpferischen glauben. Wohl hielt ich unsere Freundschaft für unzerstörbar, da ich sie aber einer Laune opferte, erweist sich mir das, was mich als Ohnmacht schreckte, als eine Probe meiner Macht.

Ich werde mir wollüstig bewußt, daß eine leise Regung meines Willens dem Tode gewachsen ist. Ihm trotzte die Freundschaft, war sie doch unser Widerschein, den nun ein Hauch des Gedankens für immer erlöschen machte. Ich enttäuschte ein Vertrauen, das selbst der Ewigkeit gespottet hätte, denn es entsprang einer Harmonie; aber an meiner flüchtigsten Laune wurde es zuschanden.

Und doch, da mich dieses Bewußtsein mit unerhörter Freude, mit grimziger Sicherheit erfüllt, entsinne ich mich dessen, was war, und ich werde wieder irre. Da bin ich nervös und rebellisch, als gelte es, eine Drohung abzuwehren, die ich nicht kenne, sondern nur dumpf, als Ahnung empfinde. Was zwingt mich jetzt, mir die Züge deines Antlitzes vorzustellen? Sie sind verzerrt, aber mich dünkt, ich hätte sie entstellt. Mit einmal scheinen sie mir wieder liebenswert zu sein. Doch es ist nur ein flüchtiges Erinnern, das mich täuscht und verwirrt! Nein, ich ertappe mich dabei, wie ich's zum Vorwand nehme, weil mir ein Widerspruch befiehlt, das Überwundene zu erstreben. Darum halte ich jetzt über die vergangene Freundschaft lebhaftere Zwiesprache mit dir, als je, da wir noch wirklich Freunde waren. Ja, ich bitte dich, mir zu verzeihen, mich nicht zu verlassen. Weißt du noch, wie grenzenlos wir einander vertrauten? Noch immer habe ich keine Geheimnisse vor dir, doch ich selbst bin an Geheimnissen arm. Willst du mir nicht die deinen anvertrauen? Aber ich sehe es dir an, unaufhörlich denkst du an Untreue und Verrat. Wie? Ich besinne mich, auf meine Pflicht, auf meinen Willen. Noch spreche ich, wie ich es einst gewohnt war, zu dir, doch du hörst mich nicht mehr. Die Entfernung wächst zwischen uns, ich winke dir aus der Ferne und blicke nicht hin, um zu sehen, ob du den Gruß erwidertest.

Verzeihung

Von *Albert Ehrenstein*

Im Bette lag sie,
bleich, ausgehärmt
und arg zerlitten
von des Lebens
Tag auf Tag.

Aus ihren armen Augen
starrten meine Sünden
mir entgegen
Mal an Mal.

Und aber, da ich mich
zu ihren Faltenhänden
beugte, neigte
sie sich über mich
und ihrer Seele
letzter Hauch
segnete mich,
wie eine Rose

gelb und welk
im Fallen noch
den Boden küßt.

Pro domo et mundo

Von *Karl Kraus*

Schöpferische Menschen können sich dem Eindruck fremder Schöpfung sperren. Darum verhalten sie sich oft zur Welt ablehnend, wenngleich sie nicht selten deren Unvollkommenheit empfinden.

*

Wenn Gott sah, daß es gut war, so hat ihm der Menschenglaube zwar die Eitelkeit, aber nicht die Unsicherheit des Schöpfers zugeschrieben,

*

Der Künstler lasse sich nie durch Eitelkeit zur Selbstzufriedenheit hinreißen.

*

Der Schwache zweifelt vor der Entscheidung. Der Starke hernach.

*

Es gibt einen produktiven Zweifel, der über ein totes Ultimatum hinausgeht. Ich könnte Hefte mit den Gedanken füllen, die ich bis zu einem Gedanken, und Bände mit jenen, die ich nach einem Gedanken gedacht habe.

*

Die Fähigkeit, nach schneller Entscheidung zu zweifeln, ist die höchste und männlichste.

*

Meine Mängel gehören mir. Das macht mir Mut, auch meine Vorzüge anzusprechen.

*

Wenn ich über sie zu schreiben habe, zweifle ich an der Sonne Klarheit, von der ich überzeugt bin.

*

Manchmal lege ich Wert darauf, daß mich ein Wort wie ein offener Mund anspreche, und ich setze einen Doppelpunkt. Dann habe ich diese Grimasse satt und sähe sie lieber zu einem Punkt geschlossen.

*

Solche Laune befriedige ich erst am Antlitz des gedruckten Wortes. Sie bewirkt oft den Verlust von dreitausend Bogen, die ich um alles in der Welt und mit dem Aufwand, lächerlicher Kautelen den Augen eines Publikums entziehe, das sich dafür interessiert, was ich über die Revolution in Portugal zu sagen habe. Dann erfährt es, daß ich nichts darüber zu sagen habe, und nimmt mir die Enttäuschung übel. Das Publikum hat immer die größten Themen. Aber wenn es erst ahnte, mit wie kleinen Sorgen ich mir inzwischen Zeit und Gesundheit vertreibe, es würde keinen Versuch mehr mit mir machen.

*

Wenn ich schreibe, muß ich mir immer eine gräßliche Stimme vorstellen, die mich zu unterbrechen sucht. Dieser Widerpart spricht wie irgendeiner, den ich einmal bei einer Theaterpremiere sich wichtig machen sah; er beugt sich über mich und warnt mich davor, mir Feinde zu machen; er grüßt mich aus Furcht, daß ich ihn einmal nennen könnte, ich danke ihm nicht; oder

er ist ein Sozialpolitiker, der schlecht riecht, oder ein Historiker, der »Ei, siehe da« sagt oder sonst irgendein Vertrauensmann, den ich zu meinen geheimen Verhandlungen als Vertreter der Außenwelt zulasse. Es stellt sich sofort jene ausgesprochen musische Beziehung her, wie sie der echten Lyrik unentbehrlich ist. Man glaubt es nicht, in welche Verzückung ich so entrückt werde. Nicht faule Äpfel, faule Köpfe brauche ich zur Ekstase. Manche dieser Typen sind mir unentbehrlich geworden, und wenn ich nachts zur Arbeit komme, horche ich, ob nicht ein Rudolf Lothar schon im Papierkorb raschelt. Als ich meine Betrachtung »Rhythmus eines österreichischen Sommers« schrieb, hörte ich hinter mir ganz deutlich eine Frauenstimme, die immer wieder sagte: »Roserl ist zwar nicht offiziell, aber offizies verlobt«. Es ist eigentümlich, aber gerade das hat mich bei der Arbeit gehalten. Ich könnte zu jeder einzelnen Sache, die ich je geschrieben habe, ganz genau die Stimme wiedergeben, die sie mir eingesagt hat. Die Amerikafahrt des Männergesangvereines schien einer zu begleiten, der mir immerfort in die Rippen stieß und meinte: I bleib viel lieber doder. (Wie ich denn überhaupt verraten kann, daß mir alles, was ich je an Verdrießlichem mir über das Dasein vom Herzen geschrieben habe, in dem Worte »doder« seine Wurzel hat.) Ganz genau erinnere ich mich, wie es in meinem Zimmer zugegangen ist, als ich die Satire auf die Entdeckung des Nordpols verfaßte. Eben als ich mich betreffs des Herrn Cook auf die Seite der Skeptiker stellen wollte und schon die Witze machte, die dann einige Monate später auch die Idealisten gemacht haben, fuhr mir ein Vertreter der intelligenten Mittelklasse mit seinem Finger in meine Nase und sagte: »Lassen Sie's gut sein, es ist doch eine scheene Leistung!« »Daß der Nordpol entdeckt wurde, ist traurig« entgegnete ich; »lustig ist dabei nur, daß er nicht entdeckt wurde«. »Lassen Sie's gut sein«, sagte es hinter mir, »er hat ihn entdeckt!« »Hat er ihn wirklich entdeckt?« fragte ich, um ganz sicher zu gehen und nichts zu überstürzen. »Er hat ihn effektiv entdeckt!«, fuhr es da auf, als wäre es von einer Tarantel gestochen. Ein abgeklärter Nachbar, der sich dreinmischte, sagte: »Der Cook ist natürlich der letzte Schwindler. Aber der Peary, den hab' ich sehr gut gekannt. Wir haben in den Vierzigerjahren täglich zusammen beim Leidinger Mittag gegessen und schon vorher an der Entdeckung Amerikas teilgenommen ... « So entstand mir jene Arbeit.

*

Ein Gedanke ist nur dann echtbürtig, wenn man die Empfindung hat, als ertappe man sich bei einem Plagiat an sich selbst.

*

Den Kleinen ist es wichtiger, daß einer sein Werk nicht für groß halte, als daß es groß sei.

*

Die Impotenz möchte durch ihre Bitte um Bescheidenheit die Leistung verhindern.

*

Eitel ist bloß die Zufriedenheit, die nie zum Werk zurückkehrt.

*

Man soll nicht mehr lernen, als man unbedingt gegen das Leben braucht.

*

Es ist Freiheit notwendig, um zur Erkenntnis zu gelangen. Aber in dieser sind wir dann mehr eingesperrt als im 'Dogma.

*

Die modernen Psychologen, die die Grenzen der Unverantwortlichkeit hinausschieben, haben reichlich darin Platz.

*

Weiber sind Grenzfälle.

*

Oft enttäuscht eine in der Nähe. Man fühlt sich hingezogen, weil sie so aussieht, als ob sie Geist hätte, und sie hat ihn.

*

Für die wahren Weiber kommt es in der Kunst wie in der Liebe auf das Stoffliche an.

*

Die Vergeßlichkeit der Frauen wird manchmal von der Diskretion der Männer erschüttert.

*

Bei manchem Frauenzimmer kommt die Entrüstung vor der Zumutung. Wie ungalant, diese nicht einmal nachzuholen!

*

Mit dem Teufel Bekanntschaft machen, ohne in der Hölle zu braten, das paßte so mancher.

*

Man muß über die zweitausendjährige Arbeit der Kultur am Weibe nicht traurig werden. Ein bißchen Neugierde macht alles wieder gut.

*

Was tun sie, die weiblichen Mitglieder der Sittlichkeitsvereine? Sie geben sich der Abschaffung der Prostitution hin. Es geht doch um den Brand, auch wenn die Weiber nicht mehr brennen, sondern löschen wollen. Es geht um den Brand!

*

Auch die Keuschheit würde lieber zugeben, dich vor zwei Jahren erhört als vor zwanzig abgewiesen zu haben.

*

Das ist der ehrliche Erfolg der Frauenemanzipation, daß man dem Weib, welches sich dem Handwerk eines Journalisten gewachsen zeigt, heutzutage nicht mehr die verdiente Geringschätzung vorenthalten darf.

*

Nur auf die mittelbare Geistigkeit der Frau kommt es an. Die unmittelbare führt zurück in die Wollust.

*

Wenn das Geschlecht nur an der Fortpflanzung beteiligt wäre, so wäre die sexuelle Aufklärung vernünftig. Aber das Geschlecht ist auch an andern Funktionen beteiligt, zum Beispiel an der sexuellen Aufklärung.

*

Neapel ist eine hochmoralische Stadt, in der man tausend Kuppler suchen kann, ehe man eine Hure findet.

*

Wenn man die Sprache eines Landes nicht versteht, so kann es leicht geschehen, daß man einen Strizzi mit einem Othello verwechselt.

*

In dieser Spelunke, in der ungarische Pferdediebe ihre Chancen tauschen, in diesem Qualm von Tabak und Wucher, höre ich zwischen teschek und betschkerek plötzlich das Wort: Glaukopis. Breitmäulig gesprochen, aber mit einer Wirkung, die mich durch die Jahrtausende reißt. Schnell wieder

komme ich zur Besinnung, da mir einfällt, daß die Göttin ein Rennpferd sein dürfte.

*

Die Erotik ist von der Soziologie nicht mehr zu trennen, und also auch nicht von der Ökonomie; in irgendeinem Verhältnis steht die Liebe immer zum Geld. Es muß da sein, gleichgültig ob man es gibt oder nimmt.

*

Die Moralisten sträuben sich noch immer dagegen, daß der Wert der Frau ihren Preis bestimme. Inzwischen bestimmt längst schon der Preis ihren Wert, und damit wird keine Moral fertig.

*

Seit einiger Zeit stehen die jungen Weiber und die jungen Schreiber auf hohem Niveau. Das ist das Geheimnis der Pariser Schneider. Aber die Weiber vermögen gerade dadurch, daß nichts dahinter ist, die Phantasie zu beschäftigen. Dagegen kann mir eine Literatur ohne Busen kaum imponieren.

*

Ihr Gesicht — ein mittelmäßiges Ensemble, in dem die Nase hervorragt.

*

Der Mann sah wie ein Motivbild der sozialdemokratischen Kirche aus.

*

Ich kenne einen Humorlosen, der immer aufgeregt ist. Er kocht ohne Wasser; das Email stinkt schon.

*

Ein Wolf im Wolfspelz. Er ist ein Filou, unter dem Vorwand es zu sein.

*

Die Sozialpolitik muß ein Ritus sein. Ich kenne welche, die ganz so aussehen, als ob sie die Schächter des goldenen Kalbes waren.

*

Der österreichische Liberalismus umfaßte mit gleicher Liebe die alten Achtundvierziger und die alten Dreiundsiebziger. Das ergab dann so ziemlich im Durchschnitt die alten Sechsendsechziger.

*

Das Wesen des Diplomaten setzt sich aus zwei Vorstellungen zusammen: Dejeuner und Courtoisie. Was drüber ist, das ist vom Übel.

*

Es gibt Persönlichkeiten im Staate, von denen man nichts anderes weiß, als daß sie nicht beleidigt werden dürfen.

*

Auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Wenn er aber von einem Wachmann getreten wird, begeht er öffentliche Gewalttätigkeit.

*

Der Zuhälter ist das Vollzugsorgan der Unsittlichkeit. Das Vollzugsorgan der Sittlichkeit ist der Erpresser.

*

Ein frecher Kulturwitz hat die »journalistische Hochschule« ausgeheckt. Sozialer Ernst müßte eine journalistische Gewerbeschule verlangen.

*

Die bürgerliche Gesellschaft teilt sich in solche, denen der Blinddarm schon herausgenommen wurde, und jene, die nicht einmal so viel haben, um den Franz—Josefs—Orden bestreiten zu können.

*

Wir müssen, ob wir wollen oder nicht, an der Wiege des Ruhmes stehen, der den Namen eines Gratulanten, eines Kondolenten, eines Anwesenden, ei-

nes Abwesenden durch die Welt trägt. Unser Hirn wehrt sich nicht mehr gegen diese fürchterliche Nomenklatur, die der lokale Teil der Zeitungen bedeutet, und schließlich nehmen wir die Grundlosigkeit einer Popularität für jene Tiefe, zu deren Grund man nicht mehr findet. Wien ist der Boden der Persönlichkeiten, die ihre Beliebtheit ihrer Popularität verdanken. Mit einem frohgemuten »Wir kennen uns ja eh!«, stellen sie sich uns vor, und es braucht lange Zeit, bis es unsereinem gelingt, sie verkennen zu lernen.

*

Mancher, den ich nie kennengelernt habe, grüßt mich, wobei er hofft, ich würde nach so langer Zeit schon vergessen haben, daß ich ihn nie kennengelernt habe, und den neuen Bekannten als alten Bekannten zurück grüßen. Nun weiß ich zwar nicht genau, wen ich kenne; aber ich weiß ganz genau, wen ich nicht kenne. Da ist jeder Irrtum ausgeschlossen. Sollte es doch einmal passieren, so erinnert mich rechtzeitig der Gruß, daß ich den Mann nicht kenne, und ich merke mir ihn dann bis ans Ende meiner Tage. Wer ist das, der Sie soeben — fragt ein alter Bekannter. Den kennen Sie nicht? Das ist doch der, der geglaubt hat, daß ich vergessen habe, daß ich ihn nicht kenne!

*

Eine Infamie so ein Gruß. Der Kerl hält mich für einen Erpresser und glaubt, es gehe ihm an den Kragen, wenn er den Hut nicht zieht. Aber noch verletzender als die ethische ist die literarische Wertung, die sich darin ausspricht. Die Leute könnten doch längst beruhigt sein und wissen, daß ich nicht mehr schaden kann; daß ich in das soziale Getriebe nicht mehr eingreife, sondern vom sozialen Getriebe nur nicht belästigt sein will. Wenn ich solch ein Individuum einmal nenne, so geschieht es doch wirklich nur, weil der Name ein Humorelement ist. Das sollte es sich sagen und die etwa eintretende Verstimmung durch eine ostentative Verweigerung des Grußes bekunden. (Das gilt für Schauspieler und kaiserliche Räte. Kellner grüßen aus andern Motiven.)

*

Daß der Österreicher gesessen ist, während der Deutsche auch in diesem Zustand nicht müßig war, sondern gesessen hat, bezeichnet den ganzen Unterschied der Temperamente. Jener kennt höchstens eine Bewegung, nämlich die vom Ruhepunkt zurück führt. Er gibt nicht zu, daß ihm der Zopf hinten hängt, sondern »rückwärts«. Er spricht auf der Straßenbahn eigens von einem »rückwärtigen« Wagen statt von einem hintern; weil er eben gebildet ist und sich für verpflichtet hält, selbst auf die ihm geläufigste Ideenverbindung zu verzichten.

*

Es paßt mir nicht länger, unter einer Bevölkerung zu leben, die es weiß, daß ich vor zehn Jahren ein Gemüse bestellt habe, das nicht eingebrannt war, und die noch dazu das Gemüse nicht nach mir, sondern mich nach dem Gemüse benennt.

*

In der Kunst schätzen sie hierzulande den Betrieb und im Gasthaus die Persönlichkeit.

*

In der Kunst bedeutet das Niveau nichts, die Persönlichkeit alles. Im äußeren Leben ist es umgekehrt. Der Berliner möchte die Kunst mit Niveau, der Wiener den Verkehr mit Persönlichkeit durchhalten.

*

Der Geschlechtsverkehr kann sich in dieser Gesellschaftsordnung nicht ohne Totschlag abwickeln, genauso wie in Österreich der Bahnverkehr nicht

ohne Amtsehrenbeleidigung verläuft. Die Norm dieser verkehrten Welt wäre, daß der Geschlechtsverkehr nur die Ehre und der Bahnverkehr das Leben bedroht.

*

Herbst in Ischl: Die Witterung hat den Unbilden des Publikums getrotzt. Ich komme immer erst hin, wenn schon die Abende lang werden. Dann ist auch der lange Tag nicht mehr fern, der die Kurgäste in der Großstadt versammelt. Der Regen hat die Promenaden gesäubert, den letzten Librettodieb weggeschwemmt, und frei atmet der Wald nach dem Hingang einer Menschheit, die der Bernhard Buchbinder nach seinem Ebenbilde, wenn auch nach einer fremden Idee erschaffen hat.

*

Ich kehre spät aus Berlin zurück. Zehnmal bin ich auf dem Anhalter Bahnhof gewesen. Aber wie eine unsichtbare Hand hielt mich immer im letzten Augenblick der Gedanke an den Nordwestbahnhof zurück und an das unentwirrbare Chaos der drei Einspanner. Mit einem von den dreien werde ich es zu tun bekommen, er wird mein Leben drosseln, er bringt mich nicht ans Ziel. Noch geht die Fahrt durch Böhmen, aber dann, wenn ich ankomme, werde ich die Sprache überhaupt nicht mehr verstehen. Ich fühle, daß ich die Furcht vor etwas nach der Ankunft, vor der Taxe mit Zuschlag für Gepäck und für den zweiten Bezirk und weils ein Bahnhof ist und weil m'r in Wien san, den Übermut der Ämter und die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist nicht ertragen werde. Auch wollte ich die Entwicklung in jenen Ländern, deren historische Bedeutung es ist, ein zuverlässiges Bollwerk gegen die Türkengefahr zu bilden und den Schauplatz des Kampfes der Statthalterei um den Taxameter, abwarten. Inzwischen könnte ja am Wiener Hofe die Friedenspartei gesiegt haben und alles wäre wieder gut ... Das ging mir durch den Kopf, während ich durch die Nacht fuhr. »Gib mir ein Zeichen, Schicksal! Der soll's sein, der an dem nächsten Morgen mir zuerst entgegenkommt mit einem Liebeszeichen!« Bestimme, Schicksal, mir das erste Wort, das ich auf Wiener Boden höre, zur Parole meiner Lebenslaune! Wenn's aber jenes wäre, das ich so oft schon gehört? ist es unentrinnbar? Ich bin da: ... »Ochtanfuchzi-gaaal« »Ah woos, lekmimoasch ... «

*

Alle Geräusche der Zeitlichkeit seien in meinem Stil gefangen. Das mache ihn den Zeitgenossen zum Verdruß. Aber Spätere mögen ihn wie eine Muschel ans Ohr halten, in der ein Ozean von Schlamm musiziert.

*

Mein Respekt vor den Unbeträchtlichkeiten wächst ins Gigantische.

*

Ich habe schon manches Stilproblem zuerst durch den Kopf, und dann durch Kopf und Adler entschieden.

*

Was ein anderer nicht weiß, entscheide ich diktatorisch. Aber ich frage ihn gern über das, was ich weiß.

*

Ich glaube nicht, daß ich mir vor der Arbeit den Rat des Weisen und nach dem Druck die Meinung des Lesers gefallen ließe. Aber zwischen Arbeit und Druck kann ich in einen Zustand geraten, in dem mir die Hilfe des Druckereidieners eine Erlösung bedeutet.

*

Wer Erlebnisse großen Formats braucht, wird von ihnen sicher zugedeckt. Ich führe Titanenkämpfe mit Beistrichen.

*

Wer seine Haut zu Markt getragen, hat mehr Recht auf Empfindlichkeit, als wer dort ein Kleid erhandelt hat.

*

Ich verpflichte mich, einen Mann an den Galgen zu bringen, wenn ich auf der Straße mit bestimmtem Tonfall ausrufe: »Aha, und ein farbiges Hemd hat er auch noch!« Es würde ein Schrei der Entrüstung durch die Menge gehen. Durch dieselbe Menge, auf die man jetzt mit Sinfonien zu wirken sucht.

*

Je größer das Assoziationsmaterial, desto geringer die Assoziationsfähigkeit. Mehr als das Gymnasium von jenem zuführt, braucht man nicht. Wer etwa das Wort »Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen« im »Nathan« sucht, hats weiter gebracht, als der es in den »Wahlverwandtschaften« findet,

*

In Berlin hat einer einen geschwollenen Hals. Das kommt vom vielen Silbenschlucken. Aber der Kopf geht bei solcher Tätigkeit leer aus.

*

Wer sich darauf verlegt, Präfixe zu töten, dem gehts nicht um die Wurzel. Wer weisen will, beweist nicht; wer kündigt, hat nichts zu verkünden.

*

Sein Lachen ist ein Regulativ des Irrsinns der Welt.

*

Satiren, die der Zensor versteht, werden mit Recht verboten.

*

Psychologie ist so müßig wie eine Gebrauchsanweisung für Gift.

*

Psychologen sind Durchschauer der Leere und Schwindler der Tiefe.

*

Ungerechtigkeit muß sein; sonst kommt man zu keinem Ende.

*

Nachts am Schreibtisch, in einem vorgerückten Stadium geistigen Genusses, würde ich die Anwesenheit einer Frau störender empfinden als die Intervention eines Germanisten im Schlafzimmer.

*

Der Gedanke forderte die Sprache heraus. Ein Wort gab das andere.

*

Ich spreche von mir und meine die Sache. Sie sprechen von der Sache und meinen sich.

*

Ein Löwenmaul für meine Ehre! Es sollte eine Zentralstelle der Verleumdung errichtet werden. Ich kann diesen regellosen Einlauf nicht mehr überblicken. In meinem Papierkorb ist jetzt alle Mißgunst begraben, die nur organisiert werden müßte, um auch meinen Feinden eine kleine Freude zu machen. Was haben sie denn so davon! Strengste Anonymität könnte nach wie vor gewahrt bleiben, keiner, der frei von der Leber sprechen will, ohne daß man ihn sieht, brauchte eine Verfolgung zu fürchten. Alle nur denkbare Rücksicht bliebe vor allem der Hysterie vorbehalten, jener, die Hosen trägt, jener gerade an mir erhitzten, die mich im Haß haben will, wenn es denn schon einmal die Umstände verbieten, daß sie mich in Liebe hat; in keinem Sanatorium hätte sie es besser. Nie würde ich mein ärztliches Berufsgeheimnis verletzen. Nicht einmal die Diskretion des vielbegehrten Mannes. Alle mir entlaufenen und infolgedessen verlassenen Literaturgeliebten mögen mich auf Alimente verklagen, alle journalistischen Bräute wegen Verführung unter Zusage der

Karriere belangen. Aber alle zusammen, da ich gegen eine wehrlos bin. Ich will ja nur nicht belästigt werden. Ich will ja nur nicht, daß sich der Haß an mir abteilt. Es sind Weibergeschichten; aber ich bin als Mann an ihnen nicht beteiligt. Hatte ich das Unglück, die Schwäche anzuziehen, so soll sie sich mit der Erinnerung befriedigen und nicht verlangen, daß ich sie mißhandle. Ich kann ihr den Kopf, den ich ihr verdreht habe, nicht zurechtsetzen. Ich kann, wenn verschmähte Liebe mich ein Schwein nennt, zwar das Problem interessant finden, aber dem Einzelfall nicht die Wonne meiner polemischen Aufmerksamkeit bieten und nicht die Weihe meiner polemischen Kunst. Das taktische Bedenken, dem Mist Verbreitung zu geben, hielte mich nicht zurück: man soll im Gegenteil jedem zu dem Erfolg verhelfen, zu dem er geboren ist, und mir paßt es immer noch besser, daß tausend durch die Wahrheit auf die Lüge aufmerksam werden, als hundert durch die Lüge. Die Furcht, daß die Seife dem Schmutz zu viel Ehre erweise, würde mich nicht hindern. Aber das Grauen, so tief hinuntersteigen zu müssen, um Recht zu bekommen, ist unüberwindlich. Wäre ich Privatperson, ich würde mir eine Feder mieten, die mich verteidigt, ein Gericht anrufen, das mich schützt, und keine Rücksicht auf die lauernde Spekulation würde mich abhalten, den geringsten Makel, der mir angeheftet wurde, durch Tilgung publik zu machen. Aber unsereiner soll weniger auf die Ehre als auf die Perspektive bedacht sein, darf der Berotzung nicht das Air feindlicher Berührung geben und hat höchstens das Recht, der Gemeinheit eine Erkenntnis abzugewinnen. Und er muß, selbst nur auf Schutz vor Belästigung bedacht, in verwickelter psychologischer Lage besonders vorsichtig sein. Denn es geht nicht an, ohne eigene Neigung, einer Leidenschaft, die nach Schlägen mehr als nach Reklame lechzt, den Gefallen zu tun. Auch zum Sadismus gehören zwei, sonst artet er in Roheit aus, und zu dieser könnte mich selbst die Nächstenliebe nicht hinreißen. Gewiß, hätte ein umworbenner Mann nicht noch Wichtigeres zu tun, so dürfte er den Schlampen, den er durch das bißchen Gunst einmal zu einer intelligenten Lebensführung emporgehoben hat, auch in den Zeiten des Hasses nicht im Stich lassen, müßte er nachhelfen wo er kann, damit der Stil nicht zu seiner angeborenen Schäßigkeit zurückkehre und das Vitriol nicht purer Dreck sei. Aber meine männlichen Verehrerinnen — es sind weibliche Ärzte darunter — werden so lange an mich Liebesbriefe schreiben, bis ich einmal wirklich sage: Der Roman, den du von mir unter dem Herzen trägst, erscheint nicht eher, bis du Luder alle Erlebnisse, die ich dir gegeben habe, und alle Gedanken, die du mir genommen hast, zurückgibst. Bleibt dann noch etwas übrig, um sich an mir für die eigene Untreue rächen zu können, so bin ich bereit, es zu redigieren und der Wahrheit und der Syntax jene Ehre zu geben, die ihnen zweifellos gebührt. Aber warum kommt man nicht? Warum läßt man mich die Produkte des Hasses nicht sehen, die doch der Nachhilfe wahrlich dringender bedürfen als die Werke der Liebe, denen schon mein bloßes Dasein geholfen hat? Mein Mitleid ist erwacht, und ich entziehe mich keiner moralischen Verpflichtung. Es ist klar, daß gerade wer nur durch mich schreiben kann, ohne mich nicht schreiben kann und gegen mich schon gar nicht schreiben kann. Er mag an alle möglichen Verhältnisse die Mittel meines Humors und meines Pathos verschwenden, aber er kann sie eben nicht gegen mich brauchen, verarmt an dem, woran er sich bereichert hat, muß die Quelle dürftig finden, auf mich die eigene Armut übertragen, und ist in der verzweifelten Lage, das einzige Erlebnis, das er selbst gehabt hat, nicht zur Gestalt zu bringen. So erfahre ich nie, ob ich nicht doch das Schwein bin, das die unvermögende Rache aus mir macht; und hier beginnt meine Tragik. Ich sehe ja alles ein. Meine Geburt ist ein verhängnisvoller Fehler gewesen. Aber — es müßte sich doch schließlich ein Modus

finden lassen. Es müßte sich doch einmal klar formuliert behaupten lassen, was eigentlich gegen mich vorliegt, beweisen lassen, die und jene Handlung oder Unterlassung sei aus dem und jenem nicht in ihr selbst erkennbaren Grund begangen worden, der Abfall von Nachläufern sei ein Akt ethischer Besinnung und kein Abfall welcher Blätter, die der nächste Wind verweht, mein tyrannischer Neid sei schuld, daß einer, der als Kosinsky zu mir stieß, mich als Spiegelberg verläßt, mein Weltschmerz sei einer Abweisung durch die Neue Freie Presse, mein Humor einer Bestechung durch den Simplicissimus zuzuschreiben, meine Tat sei Eitelkeit, die stumme Verachtung, die ich finde, zwar ehrlich erworben, aber die laute Anerkennung, die ich kriege, bar bezahlt und derlei mehr, und alles das gesammelt, sagen wir einmal im Jahr, an sichtbarer Stelle deponiert, von einem vollsinnigen, wohlgemerkt, einem vollsinnigen Gegner vertreten, müßte mich zur Verteidigung zwingen, ohne daß den armen Anklägern ein Schimpf oder Schaden entstünde. Ich lebe in dem Wahn, daß nur der Wahn den Tatbestand meines Lebens entstellen kann; daß die Tücke, die mich zeichnet, nur sich selbst in mir erkennen will. Aber ich muß ja über mich nicht informiert sein, kenne auch mein Unterbewußtsein zu wenig, um für mich einstehen zu können. Vielleicht erlebe ich Überraschungen. Mindestens sei es meine Strafe, mich gelegentlich in die Niederung des erweislich Wahren hinabzerren zu lassen. Eine Vergangenheit, die den Ehrgeiz hatte, auf solchem Niveau zu bestehen, verlangt nach Sühne. Aber System muß sein. Nur keine Zersplitterung des Hasses, die bloß meine Nerven kränkt, ohne meine Ehre abzunützen! Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein Schock organisierter Kastraten nicht so viel Kraft aufbringen sollte wie ein Mann! Viele, mit denen ich in einem vielfachen Leben verkehrt habe, haben etwas gegen mich, wissen etwas von oder auf mir (je nachdem). Und — Herzklopfen sagt es mir — sie werden auch etwas gegen mich beweisen können: daß ich mit ihnen verkehrt habe.

*

Die Sintflut kommt, ich lebe in der Arche Noahs. Man kann es mir also nicht verübeln, daß ich auch von dem Vieh nach seiner Art und von allerlei Gewürme auf Erden nach seiner Art in den Kasten aufgenommen habe.

*

Der Weltschmerz ist die Gicht des Geistes. Aber man spürt es wenigstens, wenn das schlechte Wetter kommt.

*

Die Außenwelt ist eine lästige Begleiterscheinung eines unbehaglichen Zustands.

*

Wenn ich die Feder in die Hand nehme, kann mir nichts geschehen. Das sollte sich das Schicksal merken.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**

KARL KRAVS DIE CHINESI- SCHE MAVER

ALBERT LANGEN, München

GEHEFTET M 6.—, IN LEINEN GEBUNDEN M 7.50, IN HALBFRAZS LIEBHABER-
EINBAND M 10.—. BESTELLUNGEN NIMMT DER VERLAG ALBERT LANGEN,
MÜNCHEN, KAULBACHSTRASSE 91 UND JEDE BUCHHANDLUNG ENTGEGEN

